BERICHT no. 5

Neues aus dem SOS

Ich gehe wie jeden anderen Tag meiner Arbeit im SOS nach. Ich sitze mit den Kindern in Haus 14 um den Tisch herum und wir malen die Blumen an, die wir zuvor aus Klopapierrollen gebastelt haben. Gerade sind wir fertig geworden und räumen auf, um Platz fürs Mittagessen zu machen, da klopft eine junge Frau an die Hintertür und fragt, ob ihre Freundinnen hier seien. Sie spricht englisch und ist voller Farbtupfer. Ich habe sie vorher noch nie gesehen. Wir begrüßen uns und ich übersetze ein wenig, damit die Hausmutter weiß, wer sie ist und was sie will. Sie erzählt mir, dass sie und ihre Freundinnen Teil der Organisation sind, die auch schon letztes Jahr hier war, um den Skatepark zu bemalen. Durch Abnutzung durch das Skaten und die pralle Sonne ist ihr vorheriges Kunstwerk allmählich verblichen, und ein Jahr später sind sie wieder hier, um es wieder auzufrischen. Ich biete meine Hilfe an und sie nimmt sie begeistert an. Wir brauchen so viele Hände wie möglich, sagt sie.

Nach dem Mittagessen, das so köstlich ist wie jedes Mal, gehe ich also runter zum Park in die flirrende Hitze und begrüße die anderen Mädchen. Es sind insgesamt drei, sie haben noch einen Jungen aus Haus 1 dabei, der enthusiastisch bei der Sache ist und nach allen Kräften hilft. Mir wird jetzt erklärt, was wir vorhaben: der Park soll mit bunten Tropfen bemalt werden, die möglichst die anderen Graffitis verdecken und ein vollständiges, abgerundetes Bild ergeben sollen. Wir machen uns ans Werk, mixen Farben, pinseln und rollen auf dem Asphalt, auf dem die Farbe schon trocken ist, während man sie noch aufträgt. Stundenlang malen wir und ich bin überrascht, wie schnell wir vorankommen. Alles ist jetzt voller neonroter und olivgrüner, gelber, blauer und pinker Tropfen. Die Sonne sinkt langsam und die stechende Hitze, die uns zuvor alle paar Minuten für eine Pause in den Schatten hat jagen lassen, verwandelt sich langsam in eine angenehmere Wärme. Die Schatten werden länger. Ich hole Pizza von dem Imbiss die Straße runter und während wir essen, betrachten wir unser Werk. Diejenige, die am Anfang des Tages ins Haus 13 gekommen ist, sagt jetzt, dass sie knapp befriedigt ist mit dem Ergebnis. Ich bin verdutzt, aber sie erklärt mir, dass sie eigentlich etwas anderes geplant hatten und dieses Motiv eine Art Notlösung ist. Ich beruhige sie. Für mich sieht der Park fantastisch aus. Und auch die Kinder, die irgendwann vorbeischauen um zu gucken, was hier vor sich geht, sehen beeindruckt aus. *Helu,* sagen sie. Beautiful. Allerdings müssen wir gleich darauf alle Pinsel und Rollen konfiszieren und die Farbtöpfe verschließen, denn sofort versuchen die Kinder, überall ihre Namen hinzuschreiben. Ein kleines Chaos bricht aus, in dem wir merken, dass wir wohl keinesfalls Autoritätspersonen darstellen, denn die Kinder hören nicht auf uns. Erst, als die Mutter aus Haus 4 auftaucht, sind sie ganz plötzlich hellhörig und gehorsam. Es gibt noch ein abschließendes Gruppenbild, dann verschwindet die Sonne hinter den Häusern.

Stadt der aufgewühlten Geister

So lange wollte ich es wagen, so lange haben die Umstände des Lebens es aufgeschoben. Und nun werde ich endlich zu dem Ort aufbrechen, der die Gesamtsituation in der West Bank mitsamt dem zermürbenden Alltag des Konfliktes, dem Leidensweg des Palästinensischen Volkes und, nicht zuletzt, der Willkür, dem Rassismus und dem

regelrechten Hass der Israelischen Siedler sowie der IDF auf wenigen Quadratkilometern zusammenfasst.

Über Echlas bin ich an die Nummer des Vereins „Youth Against Settlements“ (YAS) gekommen. Ich verabrede mich mit Yasser, einem der Organisatoren des Vereins, an der Shuhada-Street im Stadtzentrum Hebrons. Mit mir kommen noch zwei Freiwillige von den „Freunden“, von denen einer Israeli ist. Ich frage Yasser noch, ob das ein Problem ist. Er antwortet, solange er keine Kippa trägt, ist alles in Ordnung.

Ich fahre also zum ersten Mal seit ich hier bin Richtung Süden der West Bank. Die fahrt mit dem Scheirut dauert nur etwa eine halbe Stunde. Als wir aber Hebron erreichen, setzt mich der Fahrer irgendwo mitten in der Innenstadt ab. Ich will ihm klarmachen, dass ich zur Shuhada-Street muss. Er meint, er kann mich nicht weiter als bis hier bringen und das ist verständlich, denn Ströme von Menschen wuseln überall um uns herum. Er deutet vage in die Richtung, in die ich gehen muss. Etwas verunsichert steige ich aus. Die Hitze schlägt mir ins Gesicht und ich beginne, mich durch die Menschenmassen zu kämpfen. Gegen das Stadtzentrum von Hebron ist das von Bethlehem wie ein Dorfplatz, denke ich, als ich Breite Straßen, hohe Häuser und eine Mall nach der anderen passiere und mich durch die nicht enden wollenden Fluten von Leuten wühle. Dann nähere ich mich der Altstadt. Ich biege um eine Ecke und die pulsierende Großstadtatmosphäre bricht abrupt ab. Das einzige, was noch herüberebbt, sind die hupenden Autos und die Rufe ihrer Fahrer. Hier beginnt die Altstadt und mit ihr die Shuhada-Street. Hier fahren keine Autos und die Atmosphäre ähnelt ganz plötzlich wieder der in Bethlehem. Bis auf den Checkpoint, der ein dutzend Meter die Straße rauf aufragt. Dies ist wahrscheinlich der außergewöhnlichste Checkpoint, dem ich hier in Palästina je über den Weg gelaufen bin. Er steht mitten in der Altstadt, mitten auf der Straße und riegelt jeden Durchgang hermetisch ab. Man kann nicht auf die andere Seite der Straße gelangen, es sei denn, man durchquert die beiden Drehtüren, die mit einem engen, isolierten Durchgang verbunden sind und – natürlich - von Soldaten bewacht. Dieser Checkpoint markiert den Beginn der Area H2, die 20% Hebrons, die unter Israelischer Kontrolle liegen und in der rund 40.000 Palästinenser unter militärischer Besatzung leben. (Area H1, 80% Hebrons, liegen unter Palästinensischer Kontrolle.) In einem der Häuser direkt vor dem Checkpoint befindet sich die Zentrale von YAS. Dort treffe ich die beiden anderen Freiwilligen und wir werden von einem Mädchen willkommen geheißen, die aus Dänemark kommt und momentan die einzige Freiwillige von YAS ist, die nicht aus Hebron stammt. Wir betreten das Haus und sie führt uns ein wenig herum, was nur ein paar Minuten dauert, denn der verwinkelte, etwas heruntergekommene Altbau ist sehr klein. Wir setzen uns in eins der Zimmer und sie beginnt gleich darauf, zu erzählen. Von der Situation vor Ort, von dem Alltag der Anwohner und von ihrem eigenen Leben hier.

Die Mitglieder von YAS organisieren regelmäßig friedliche Protestaktionen und Projekte. Meist, so erzählt sie, läuft dies dann so ab, dass sie nach kurzer Zeit von Siedlern gestört und unterbrochen werden, nicht selten bis zu dem Punkt, an dem die Organisatoren und Teilnehmer – auch sie selbst – körperlich angegriffen werden. Aber endet das dann nicht in einer Art Clash? Fragen wir. Verteidigt ihr euch nicht? Die rund 500 Siedler haben hier freie Hand, um zu tun, wonach auch immer es ihnen beliebt, sagt sie. Denn sie werden von den Soldaten beschützt, von denen es hier ca. 4000 gibt. Später erfahren wir, dass es hier ein Gesetz gibt, das es diesen Soldaten verbietet, einzuschreiten, egal, was die Siedler tun, geschweige denn, Siedler zu verhaften bei Rechtswidrigkeiten. Und die Siedler hier, sagt sie, begehen solche Rechtswidrigkeiten. Sie erzählt uns von einer Siedlerin, deren Nummernschild die ganze Gegend auswendig

kennt. Denn wann immer ihr Auto in Sichtweite kommt, wissen die Palästinensischen Anwohner, dass es Ärger geben wird. Sie ist diejenige, die immer kommt, wenn sie hört, dass YAS eine Aktion durchführt, aussteigt und oft auf die Teilnehmer losgeht. Es gibt auch einen Siedler, der einen Rettungswagen besitzt. Wann immer es eine Auseinandersetzung zwischen Soldaten/Siedlern und Palästinensern gibt, in der es zu Verletzten kommt, fährt er dorthin und blockiert Zugänge, damit der echte Rettungswagen nicht zu den Verletzten durchkommt. Sie erzählt uns von einem Vorfall, in dem ein Protestant verhaftet wurde und im Verhör Verletzungen am Gebiss davongetragen hat, weil einige Soldaten ihn in einem „Verhör" dazu zwingen wollten, einen Stein zu schlucken. Wir sitzen da und hören mit offenen Mündern zu und können – oder wollen – nicht glauben, was sie uns da erzählt.

Nach einer knappen halben Stunde machen wir uns auf den Weg in die Altstadt. Nicht durch den Checkpoint, sondern eine Parallelstraße weiter, deren Bauweise mich sehr an die Altstadt Jerusalems erinnert, oder an Akko. Nur die Atmosphäre ist eine andere. Wir laufen an dutzenden geschlossenen Geschäften vorbei, ganze Straßenzüge sind verbarrikadiert und verfallen. Es gibt längst nicht so viele Menschen, die hier ihren Geschäften nachgehen, obwohl uns erzählt wird, dass das vor der Besetzung anders war. Ein horizontales Gitter erstreckt sich über große Teile der Straßen. Aus manchen Fenstern der Häuseretagen oberhalb des Gitters hängen die inzwischen allzu vertrauten weiß-blauen Davidstern-Flaggen. Diese gehören den Siedlern, erklärt sie uns. Sie haben Teile der Altstadt besetzt und das Gitter soll uns schützen vor den Abfällen, die sie hier herabwerfen. Aber es schützt nicht vor dem dreckigen Putzwasser oder gar Säure, welche auch schon oft unter jenen Abfällen war.

Wir laufen durch einen Checkpoint und auf eine breite Straße, auf der uns eine wahre Flut Soldaten entgegenkommt. Ein paar von ihnen beobachten mich verdächtigend, als ich mich anschicke, Fotos von ihnen zu machen, aber ein paar schieße ich trotzdem. Nachdem wir eins zwei weitere Checkpoints passiert haben und ich angesichts dieser Labyrinth-artigen Teilung der Stadt langsam die Orientierung verliere, kommen wir an einem verlassen scheinenden, kleinen Tower vorbei. Hier, sagt sie, gibt es fast täglich Auseinandersetzungen zwischen Soldaten und Schulkindern. Nur heute nicht, weil heute Sonntag ist. Wir wagen einen kurzen Blick in den Tower. Es gibt hier drin nichts weiter als einen schäbigen Tisch, einen retro-artigen Plastikstuhl – und ein hebräisches Liederheft. Spätestens jetzt wird mir die ganze Situation zu skurril, um mir weiterhin die Mühe zu machen, nach dem „Warum" des Ganzen zu fragen.

Wir gehen jetzt eine breite Straße entlang, die unnatürlich verlassen scheint. Die einzigen Menschen, die wir sehen, sind Soldaten und hier und dort eine Kippa oder einen schwarzen Filzhut mit schwarzem Mantel. Die Hauseingänge und Abbiegungen in Seitenstraßen sind zugemauert oder anderweitig verbarrikadiert. Sie erzählt uns, dass in diesen Häusern Palästinenser wohnen, denen der Zugang zu dieser Straße verboten und verhindert wurde. Viele wurden wortwörtlich in ihren Häusern eingemauert, sodass sie nur noch durch Hintertüren oder gar Fenster ihre Wohnungen verlassen und betreten konnten. Bis heute müssen sie weite Umwege nehmen, um von A nach B zu gelangen, weil die Apartheid-Politik der Israelis sie dazu zwingt.

Die Tour neigt sich dem Ende und wir verabschieden uns, die Köpfe so voll mit Dingen, die wir gesehen und gehört haben, die einfach zu unrealistisch scheinen, um sie glauben zu können. Ich sitze im Scheirut zurück nach Bethlehem und denke über die grausame Realität nach, die in einem solchen Kontrast mit den Moralvorstellungen und der Menschlichkeit steht, die mir beigebracht wurden. Der in Rassismus verpackte, grenzenlose Hass, zu dem Menschen fähig sein können, von dem ich bis jetzt nichts

mitbekommen hatte außer in Filmen und Büchern und dem Geschichtsunterricht, und dem ich jetzt so nah gekommen war, dass er mir unter die Haut fuhr und mich sprachlos zurückließ. Und wahrscheinlich für immer seinen Abdruck hinterlassen hat. Ich weiß nicht, ob es irgendwo auf der Welt einen vergleichbaren Ort gibt. Ich denke an die Menschen, die hier leben, an die Kinder, die hier geboren werden und niemals die behütete, friedliche Kindheit erleben werden, die mir vergönnt wurde, sondern stattdessen tagtäglich die Aggressivität und Willkür der Siedler und Soldaten ertragen müssen. Und ich empfinde großen Respekt, sogar Ehrfurcht vor den Palästinensischen Anwohnern, die hier wohnen bleiben, um ein Zeichen zu setzen, nicht wegziehen und ihre Wohnungen der Übernahme durch Siedler überlassen, auch wenn das ein Leben bedeutet, das von Unterdrückung und Schikane gezeichnet ist. Hierzubleiben ist eine Form des Widerstandes. Und jetzt drängt sich auch wieder die Frage nach dem Warum auf, welche mir in diesem Land zum ständigen Begleiter wurde und nach dem Besuch Hebrons vergrößert wurde und begonnen hat, in meinem Hinterkopf stetig rot zu blinken. Das schlimmste daran ist nicht, dass ich weiß, dass mir diese Frage niemand beantworten wird können und ich mich damit abfinden muss und wieder zurück nach Deutschland reisen werde und die Frage langsam kleiner werden wird, da ich dort mein normales Leben wiederaufnehmen werde. Das schlimmste ist, dass den Menschen, die hier leben und nicht so einfach weg können in ein Land, in dem dieses Problem keine Bedeutung hat, auch niemand diese Frage beantworten wird können.

Dann fahre ich wieder durch bekannte Straßen, steige aus und laufe gewohnte Wege, inzwischen begrüßen mich einige Ladenbesitzer in der Altstadt, nicht, weil sie mir etwas verkaufen wollen, sondern einfach, weil sie mich wiedererkennen. So immens der Eindruck auch war, so schnell ebbt er wieder ab und prompt bin ich wieder im Alltagsleben angekommen.

Hafle Falistinie

In meinen ersten Wochen in diesem Land war ich auf zwei Hochzeiten, womit ich das Ziel, eine Palästinensische Feier zu besuchen, bereits erreicht hatte. Während sich meine Zeit hier jedoch langsam aber immer schneller dem Ende neigt, bedaure ich jedoch dann und wann, dass diese Hochzeiten beide so früh stattgefunden haben, denn ein wenig habe ich die ausgeladene Atmosphäre schon zu vermissen begonnen, die bei einer solchen Veranstaltung herrscht.

Und dann werde ich doch noch zu einer Feier eingeladen. Amira, die Tochter meiner Vermieterin Reema, hat ihren Schulabschluss gemacht, das Palästinensische Äquivalent zum Abitur. Und wie all ihre Klassenkameraden veranstaltet auch sie eine große Party. Das erzählt Reema mir und meinen derzeitigen Mitbewohnerinnen, zwei Mädchen aus Finnland, eines Abends bei Tee auf ihrer Terrasse. Bei der Gelegenheit lädt sie uns auch gleich ein. Ich frage nach dem Dresscode und ob ich meine Sneaker anziehen kann. Oh nein, sagt sie. No sneakers allowed.

Ich mache mich also am nächsten Tag auf, ein Kleid und - zum ersten Mal in meinem Leben, wie mir auffällt – Pumps zu kaufen. Ich diskutiere lange mit der Schuhverkäuferin, bis ich endlich ein Paar gefunden habe, das nicht zu hoch und nicht mit Strasssteinchen übersät ist. Nachdem ich dann auch ein passendes Kleid gefunden habe, bereite ich mich für den Abend vor. Bald kommen auch die beiden anderen Mädchen dazu und irgendwann sind wir endlich fertig. Wir gehen in voller Montur nach unten in die Wohnung unserer Vermieter. Die drei Töchter tragen Schuhe mit Absätzen, bei deren bloßem Anblick meine Füße wehtun. Ein paar letzte Schliffe, dann steigen wir

ins Auto und fahren an den äußersten Rand von Beit Sahour, wo wir bei einer großen Event-Halle parken. Als wir eintreten, sind schon einige Gäste da. Der Großteil des riesigen Raumes füllt sich jedoch erst nach und nach mit Gästen. Überall sind lange Tische gedeckt und in der Mitte des Raumes, flankiert von einem Büffet mit einer großen Torte auf der einen Seite und einem DJ-Pult auf der anderen Seite, ist die Tanzfläche. Gerade tanzt noch niemand, erst muss der Star des Abends erscheinen. Amira ist als Einzige von uns in der Wohnung geblieben und nun erscheint sie in der Tür, umringt von jubelnden Verwandten und Freunden. Schlagartig hat sich die Stimmung gewandelt und nun schallt laute Musik aus den Lautsprechern und alle Anwesenden im Raum, inklusive uns, beginnen zu Tanzen. Es bildet sich ein Kreis um Amira, die jetzt auf einem Stuhl sitzt und von einigen Männern, darunter ihr Vater, hochgehoben wird und durch die Menge schwebt, ein breites, mit pinkem Lippenstift umrandetes Grinsen auf dem Gesicht.

Dann gibt es Essen. Die vier Kellner haben Mühe, so schnell wie möglich jeden der ca. 80 Gäste zu bedienen, und hasten zwischen Küche und den Tischen hin und her. Aber lange müssen wir trotzdem nicht warten, und das Essen ist unerwartet köstlich. Es gibt auch Bier und Arak (typisch Arabischer Anisschnaps) und mir wird bewusst, dass ich zum ersten Mal auf einer christlichen Feier bin anstatt auf einer muslimischen.

Nach etwa zwei Stunden, in denen ich abwechselnd tanze und auf meinem Platz sitze, um meinen Füßen von den Schuhen eine Pause zu gönnen, und in denen die Väter und Onkel, die allesamt etwa 1,65 m groß sind, einen respektablen Bauch haben und einen ebenso respektablen Schnurrbart, mit ihrem Arak–Glas in der Hand immer lustiger werden, beginnt einer von ihnen, auf dem Tisch zu tanzen. Viele lachen und ein anderer hilft ihm wieder runter. Nachdem ich, der Aufforderung einer der Tanten folgend, nochmals eine Runde getanzt habe, neigt sich die Party dem Ende. Eine halbe Stunde später sitze ich im Auto auf dem Weg nach hause neben einer meiner Mitbewohnerinnen und wir reden noch ein wenig über dies und jenes. Wir sind beide zu müde, um über Smalltalk hinauszugehen. An diesem Abend rauscht mein Kopf vom Überfluss der Eindrücke, während ich darauf warte, dass der Schlaf kommt.

Gruppenfoto auf dem frisch bemalten Skatepark im SOS

Der Checkpoint in der Altstadt Hebrons, der zur Area H2 führt.